

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 24

Artikel: Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich

Autor: Behrens, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

3.

Gegen 5 Uhr nachmittags sieht wie gewohnt der große Verkehr auf den Boulevards ein. Die Spaziergänger bummeln vom Bois de Boulogne und von den Champs Elysées ins Stadtinnere zurück. Der Bürgersteig vor den Kaffeehäusern ist dicht besetzt. Man schlürft den Kaffee, den Wermut, schwätz und gafft. Eine dichte, plaudernde Menge treibt auf und ab. Überall leuchten Uniformen. Man erhascht einzelne Worte, einen Satzteil: Sie sprechen nur vom Krieg. Die ersten Abendzeitungen erscheinen mit dem 3 Uhr-Nachmittagsbericht Joffres. Ohne Hast, fast gelangweilt, wird das noch feuchte Blatt in die Hand genommen: „Rien de changé; c'est assommant; nous les mettrons jamais dehors, ces Boches! Keine Aenderung! Zum Verzweifeln! Wir werden sie niemals hinauswerfen, diese Deutschen.“ bemerkt ein Herr hinter mir mit lauter Stimme. Die andern Gäste schauen ihn schweigend an, sie scheinen ihm recht zu geben.

Französische Offiziere und Soldaten, belgische Offiziere schlendern vorüber. Dort nahen indische Gurkhas, rätselhaft lächelnd, den vielgewundenen gelben Turban über dem gelben Gesicht; jedermann dreht sich nach ihnen um. Englische Soldaten in tadelloser Ausrüstung, die gelben Uniformen wie nach Maß geschnitten, flegeln einher und wippen mit den Spazierstäcken. Es sind gut gebaute, rücksichtslose Gesellen. Sie fühlen sich ganz als Herren der Situation. Hier drängen sie einen andern den Ellenbogen in die Hüfte. „Was für Knoten!“ äußert sich eine entrüstete Dame ganz laut. Neger in französischer Uniform bummeln, breit lachend, herbei. Noch jetzt habe ich jenes seltsame Paar vor Augen, den vierzehnöigen, rotbehosten Neger und die spindeldürre, geschminkte Dirne, die mit süßlichen Blicken die schwarze Bestie an ihrer Seite anstaunt.

Die Dunkelheit bricht ein. Hier und dort sprüht eine Bogenlampe auf; die wesentliche Beleuchtung aber gibt das Innenlicht der öffentlichen Lokale. Die Bummelreihen werden dünner. Um halb acht Uhr ist nur noch spärlicher Wagenverkehr. (Von zehn Uhr ab stellt die Straßenbahn, von halb elf Uhr ab die Untergrundbahn den Betrieb ein.) Es ist Essenszeit. Die Rolläden zahlreicher Speisehäuser sind bis zur Hälfte heruntergelassen. Die Laternen tragen Schirme; kein Lichtstrahl dringt in die Höhe. Ein Kaffeehausbesitzer, der die Fassade seines Hauses erleuchtet hat, wird von den Polizisten energisch zum Löschchen aufgefordert. „Viendra, viendra pas! Kommt er, kommt er nicht . . . ?“ Zeppelein nämlich. Ganze Straßenzüge, besonders in den Außenquartieren, erhalten in der Nacht überhaupt keine Beleuchtung mehr.

Man sieht sich zum Essen und malt sich gegenseitig das Schauspiel vor, wie der deutsche Luftriese, von den französischen Schrapnells getroffen, nur noch als brennendes, knisterndes Chaos auf dem Konkordienplatz liegt. Da — hört ihr — richtig! Ça y est! Gegen 9 Uhr ertönt das schon bekannte Signal der Feuerwehr. Garde à vous! schreien die Polizisten. Jetzt werden sie an den Kandelabern hinaufklettern und die Lichter ausdrehen. „Schnell zählen!“ ergeht von überall her der Ruf an die Kellner. Keiner will sich das Schauspiel entgehen lassen. Ich beobachte ein Paar, das mir gegenüber sitzt. „Na, was ist denn los?“ fragt die Schöne. Er, indem er ans Fenster eilt: „Ein Zeppelin!“ Unterdessen öffnet sie schnell ihr Handtäschchen, zieht ein Spiegelchen hervor, begutzt sich, fährt sich verstohlen und graziös mit einer kleinen Puderquaste über Gesicht, schaut noch einmal schnell ins Spiegelchen und schließt das Täschchen wieder, bevor ihr Begleiter zurückkehrt. Wir treten auf den Boulevard. Kein Licht brennt mehr. Die schwarzen Häuserblöcke haben Riesenmaß. Auf

den Plätzen und Bürgersteigen warten Scharen Neugieriger und recken die Hälse zum nebligen Himmel empor, wo die Scheinwerferstrahlen ein phantastisches Wolkengesicht nach dem andern bloßlegen. Nach zwei Stunden vergeblichen Harrens blasen die Hörner wiederum. Die spärlichen Lichter werden aufgedreht. Für heute Nacht gibt's keine Zeppeline. Die Fortswachen täuschten sich; sie sahen Luftgassen.

Wer um 10 Uhr nicht ins Bett schlüpfen will, kann den Kinematographen oder eines der kleinen Theater besuchen, die patriotische Ballette zum besten geben. Der Wert dieser Veranstaltungen ist Null. Die bedeutenden Theater sind seit Kriegsbeginn geschlossen. Die Comédie, das Odéon und die Komische Oper veranstalten je einmal pro Woche Nachmittagsvorstellungen, stets mit Bruchstücken aus den verschiedensten französischen Opern und Dramen. Konzerte werden nur am Sonnagnachmittag abgehalten.

IV.

Die Zeppeline haben die französische Hauptstadt trotz aller Verdunkelung bekanntlich doch gefunden.

Um 2 Uhr morgens werde ich durch ein heftiges Klopfen an meiner Tür jäh geweckt. Der Wirt ruft: „Vite, levez-vous, un Zeppelin!“ Von der Straße gellen die Stimmen der Polizisten: „Die Lichter ausdrehen!“ Die Löschautomobile der Feuerwehr tragen den Alarm überallhin, auf dem Boulevard St. Michel tobt sich ein Konzert von Signalhörnern aus. Die notdürftig bekleideten Hotelgäste drängen sich die Treppe hinunter. Auf der Straße frage ich einen Polizisten: „Woher der Angriff?“ — „Aus dem Norden!“

In nördlicher Richtung, über Montmartre, suchen Lichtstrahlen den Himmel ab; ein Kanonenstoß fällt. Ich werfe mich in einen einsam wartenden Kraftwagen. Auf dem Pont au change stoppt der Wagen. Wir haben unbehinderten Ausblick gegen Westen und horchen. Die Kanonen rollen, die Maschinengewehre hämmern, östlich und westlich kreisen Scheinwerferstrahlen. Fern über den Dächern, in fächerartig aufblitzendem Schein, wird für einen Augenblick ein riesenhaft in den Himmel ragendes Gerüst sichtbar — der Eiffelturm; dumpfer Donner hallt. Die Geschütze auf den Plattformen des Giganten sind in Aktion getreten. Leuchtflugeln entspringen der Tiefe und mischen sich unter die Sterne. Aber kein Zeppelin ist sichtbar.

Längs der Rue de Rivoli und der Avenue de l'Opera sind trotz der Polizeiwarnungen zahlreiche Fenster geöffnet; Neugierige halten Ausschau. Grüße und Zurufe tönen von einem Stockwerk, von einem Haus zum andern. An den finsternen Massen der Oper vorbei in die Rue Auber, Rue de Rome hinein, den Bahnhof St. Lazare entlang, durch lauter schwarze Häuserschluchten; der Himmel ist unveränderlich ruhig und klar. Schatten und Stimmen unter den Eingängen der Häuser verraten Ansammlungen neugieriger, aber auch ängstlich harrender Menschen.

Hinter dem Bahnhof St. Lazare gellt es plötzlich: „Le voilà, le voilà! Er ist's!“ Ich steige aus. Rasendes Gewehrfnattern bricht los; es verstummt wieder. Da fängt die Luft über dem Quartier zu surren an; sie dröhnt, hebt; die Propeller! Einige Frauen werden von Entsetzen gefaßt und schreien.

Dort — vielleicht nicht mehr als 400 Meter über den Dächern — gleitet ein Sternbild einher! Am Ende der Gasse, zwischen den Dächern, faucht eine ziegelrote, flammende Helle auf; ein trockener Schlag: Die erste Bombe. Und jetzt wird das deutsche Luftschiff sichtbar; der Scheinwerfer hat es entdeckt. In ungeheuerlicher Größe, weißen Glanzes, schwiebt es ruhig und sicher einher, Pflaster und Mauern geben das Grollen der Motoren bebend wieder. Die deutsche Kriegsflagge flattert über Frankreichs Hauptstadt! Trotz der dringenden Gefahr entspringen wir zwölf:

Polizisten, Nachtschwärmer, Rutschter, dem bergenden Haus eingang und folgen der Vision, welche die Gassen magisch erhellt. Noch ein Feuerschein — kaum hundert Schritt vor uns. Ziegel klirren von den Dächern, schon brechen die Flammen aus einem obersten Stockwerk. Eine feurige Flüssigkeit tropft vom Dache; Frauen und Kinder schreien um Hilfe. Polizisten und Feuerwehrleute dringen ins Haus.

Der Blick auf die westliche Ferne ist frei. Das Luftschiff ist den Scheinwerfern entwichen und bleibt unsichtbar. Das Abwehrbombardement der Erdbewohner setzt von neuem ein. Leuchtugeln entstehen der Tiefe in weiten Bogen, platzten und verbreiten strahlenden Schein. Aeroplane werden beleuchtet; sie schweben auf und schweben nieder und tauchen wieder in Dunkelheit; jetzt ahnt man sie an ihren feinen grellen Lichtföhren. Plötzlich gleiten zwei Zeppeline in die Scheinwerferstrahlen. Sie steuern in paralleler Fahrtrichtung gegen Norden; ein Schwarm hellgrauer Aeroplane verfolgt sie.

Die Vision verschwindet wieder; die Scheinwerfer suchen umsonst. Noch platzten einige Leuchtugeln, die Kanonen der äusseren Forts blitzen und donnern und die unsichtbaren Luftschiffe antworten mit Bomben, so daß hier und dort in ferner Nacht Flammengarben entstehen. Das Bombardement von Paris ist zu Ende.

V.

Wer sich über einen Angehörigen im Feld erkundigen will, spricht im Riegsministerium vor. Der Palast liegt am Boulevard St. Germain. Ein strammer Territorialsoldat (Landstürmle) hält Wache. Im Innern des Hauses fällt die große Zahl beschäftigungsloser junger Militärs auf. Die Leute entstammen offenbar guten Familien. Es sind sogenannte Embusqués, Drückeberger. Nach Clémentcaus Angaben im „Homme Enchaîné“ sind ihrer zweihundert allein in den zahlreichen Geschäftszimmern des Kriegsministeriums als Türwärter, Adjutanten, Maschinenschreiber, Ausläufer usw. untergebracht. Überhaupt ist es bemerkenswert, wie viele junge Leute in nur allzu tadellos, salonmäßig sitzender Uniform auf den Boulevards herumbummeln. In gewissen Kreisen der „Haute noce“, der großen Lebewelt, ist das Tragen von teuren Phantasiuniformen Mode geworden; der englische Schnitt ist besonders beliebt. Daß dieser Unfug auch den Hochstaplern zugute kommt, zeigt der Fall jenes lebhaft verhafteten angeblichen Kapitäns des Schlachtdschiffes Charlemagne, eines Schwindlers, der wochenlang in ordnenbedeckter Marineuniform unbehelligt einherstolzieren konnte. Ein mir bekannter junger Franzose bestellte sich eine Phantasiuniform zu einem nicht alltäglichen Zweck. Er pflegte Bekannte aus der eleganten Gesellschaft im Kraftwagen nach Opern zu begleiten, wo die

sensationslustigen Leutchen in den Kellern der Tuchhalle, während des Bombardements, eine Zeitlang oft zweimal in der Woche den 5 Uhr-Tee zu sich nahmen. Nachdem aber einmal eine deutsche Granate nicht nur die Teetassen, sondern auch die Glieder einiger der Teilnehmer zerschlagen hatte, wurden die Teestunden wieder in Paris abgehalten.

Es wäre ungerecht, diese Leichtfertigkeit zu verallgemeinern. Die Gesellschaft benimmt sich im großen und ganzen sehr würdig. Ich konnte die Art ihres Benehmens in jenem Schiffszimmer des Kriegsministeriums beobachten, wo die Nachrichten über die Soldaten an der Front ausgetragen werden. Die Bänke längs der Wand sind mit Wartenden besetzt. Wer keinen Sitzplatz findet, stellt sich in die Fensternischen. Im Hintergrund ist eine Art Schalter angebracht; ein schaumbärtiger alter Unteroffizier tut Dienst. Wer sich erkundigen will, schreibt den Namen des Soldaten auf einen Zettel. Der Unteroffizier gibt das Schriftstück weiter in die Amtsräume hinauf und erhält etwa nach einer halben Stunde die Antwort. Aller Augen sind auf den martialischen alten Grauter gerichtet. Es ist bange Stille. Jetzt rasselt ein kleiner Aufzug vom oberen Stockwerk herunter. Der Beamte am Schalter tut einen mechanischen Griff, setzt den Zettel auf und betrachtet einen Zettel; er ruft ein Wort, den Namen des Soldaten, nach dessen Befinden man sich erkundigt hat. Eine schwarzverschleierte Dame steht auf und begibt sich zum Schalter. Der Beamte kennt sie offenbar, er schüttelt bedauernd den Kopf: „Wie leid es mir tut, Madame, noch immer keine Nachricht!“ Lautlos wendet sich die Dame zum Gehen. Ich blide in ein einst schönes, jetzt vom Leid zerstörtes Antlitz.

Der alte Beamte ruft einen andern Namen auf. Eine bildhübsche junge Frau schreit empor, sie wird bleich und erhebt sich. Aber schon lächelt ihr der gute Alte entgegen. Man vernimmt seine halblauten, ermunternden Worte: „Er lebt, leicht verwundet!“ Die junge Frau nimmt den Zettel entgegen, wendet sich und zeigt ihr unter hervorquellenden Tränen glückselig lächelndes Gesicht. Die Beneidenswerte! Zwei ältere, ebenfalls wartende Offiziere schütteln der Glücklichen ganz spontan die Hand.

Ein dritter Name wird gerufen. Er gilt einer andern jungen Frau, die, mit ihrem Knaben an der Hand, aufsteht, um den Schiffsalspruch zu empfangen. Der Beamte blickt ernst und reicht ihr wortlos den Schein. Alle haben begriffen: Er ist tot! Totenbleich wendet sich die junge Witwe. Sie findet keine Tränen. Am andern Ende des Zimmers steht, in plötzlichem Entschluß, eine schwarzgekleidete Dame auf, geht schnell auf die Unglückliche zu und umarmt sie schweigend. So wird ein Schicksal um das andere erfüllt, stunden-, wochen-, monatelang.

(Schluß folgt.)

Zu den Originallithographien von G. Lüscher, Wattwil.

(Seite 278 und 279.)

Kunstmaler Lüscher ist unseren Lesern keine unbekannte Persönlichkeit mehr. Wir haben in früheren Nummern der „Berner Woche“ bei Gelegenheit von Ausstellungen auf seine stille, verträumte, die ländliche Idylle pflegende Kunst hingewiesen. Es freut uns, heute durch zwei Reproduktionen nach Originallithographien eine Seite seines Künstlerschaffens belegen zu können. — Eine gute Eingebung hat den Künstler dazu geführt, charakteristische Straßen- und Häuserbilder unserer Stadt mit dem Zeichenstift festzuhalten. Die rasch sich folgenden Veränderungen durch Um- und Neubauten, denen unser Stadtbild unterworfen ist, sorgen dafür, daß diese Zeichnungen fast unmittelbar nach ihrer Entstehung Erinnerungswerte erlangen, die sich im Verlauf der Zeit beständig mehren werden. Wer weiß z. B. wie lange der sogenannte Holländerturm am Waisenhausplatz noch steht. Über Nacht kann irgend eine Warenhausgründung sein Schicksal besiegen — Bern um einen zweifelhaften Geschäftspalast reicher und um eine Originalität ärmer machen!

Die Lithographie ist als künstlerisches Reproduktionsverfahren wie kaum ein zweites geeignet, Häusergruppen und Straßenbilder wiederzugeben. Die verwirrende Fülle von harten strengen Linien, die die Wirklichkeit bietet, wird hier in Weichheit und Stimmung aufgelöst, wenn der Künstler es versteht auszuwählen und zu unterstreichen. Lüscher hält sich immer noch zu slavisch ans Detail. Doch wird man seinen Lithographien — die Verkleinerung beeinträchtigt natürlich den Eindruck — die künstlerische Empfindung nicht absprechen können.

Lüschers Lithographien sind eigenhändige Handpreßdrucke in ganz geringer Auflage; die Steine werden nach dem Druck vom Künstler sofort wieder abgeschliffen, was die beliebige Vermehrung der Auflage unmöglich macht. Der Liebhaber der Blätter riskiert also nicht, einen Massenartikel zu kaufen, den er dann in jeder Bureaustube an der Wand hängen sieht. Die Sammler werden diesen Umstand ganz besonders zu schätzen wissen.

H. B.